Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Offenburger Tageblatt. [Offenburg-Stadt]. 1950-1952 1951

13 (31.3.1951) Heimatbeilage zum Wochendende

Visual Library

Das Glück von Gaggenberg / Roman von PAUL ICKES

29. Fortsetzung

„Du bist schon ein reifer Mensch", stellte Frau Agathe Kappel fest, „wie lange noch, und du bist selbst Mutter, ja . . . die Zeit vergeht." — Erika bekam bei der Erwähnung, daß sie Mutter werden könnte, einen starken Schauder im Rücken. „Ich habe eigentlich nicht den Wunsch, Frau Kappel", erwiderte sie. — „Mir sind Kinder versagt geblieben", klagte Frau Kappel, „ich weiß nicht, woran es gelegen hat. Aber etwas ist stark und lebendig in mir: das Gefühl, für andere zu sorgen. Das Muttergefühl ist ja auch die schönste Eigenschaft des Weibes, nicht wahr?" — „O ja", nickte Erika. — „Da geht mir dieser Holzknecht nicht aus dem Kopf", plauderte Frau Kappel weiter, „Du weißt, der, den sie überfallen haben. Nun liegt er gewiß ohne Fürsorge in seiner Hütte, Frau Einbacher wird sich kaum um ihn kümmern. Ich denke mir immer: jeder Kranke gehört in ein Krankenhaus, wo schwesterliche Hände um ihn bemüht sind. Und der arme Junge entbehrt die Liebe sicherlich, auf die er gerade als Kranker angewiesen ist." — „Ach", sagte Erika leichthin, „der wird schon wieder gesund werden." — „Gewiß, gewiß, aber bis dahin?" fragte Frau Kappel eifrig. „Ich hatte schon daran gedacht, ihm eine Erfrischung zu bringen, aber du weißt, ich bin eine ungeschickte Frau, die nicht ungesehen zu ihm gelangen würde. Es brauchte ja nicht am Tage zu sein; nachts ist niemand auf der Promenade, und spät am Abend auch nicht. Wenn ich jemand wüßte, der jung und geschickt genug wäre, bei ihm nach dem Rechten zu sehen, — ich würde mich sehr freuen. Es ist unsere Pflicht, Erika, Gutes zu tun." — „Ja?" fragte Erika. Sie frohlockte innerlich; jetzt wußte sie, wohin Frau Kappel gegangen war, als Rosemarie sie eines Abends auf der Promenade gesehen hatte. — „Ja", versicherte Agathe Kappel. „Aber da du gerade da bist, Erika, — würdest du vielleicht bereit sein . . ." — „Ich?" — Die Postmeisterin sah nicht, daß das schmale blasse Gesicht ihrer Besucherin einen harten, abweisenden Zug erhielt. „Vielleicht ist dem Jungen mit einer Schüssel gedient, mit etwas Gebäck, mit einer Flasche Wein . . . Ich weiß ja nicht, was er braucht. Und ich möchte auch niemand fragen, weil es — du weißt ja, wie die Menschen sind." — Erika überlegte schnell; ablehnen konnte sie nicht gut, da ja an die Pflicht appelliert wurde. Mußte man auch gleich Wort halten, wenn man zusagte? Frau Kappel würde einen Wortbruch nicht an die große Glocke hängen. Die Sache wäre erst noch mit Sebi zu besprechen, und Sebi würde schon einen Ausweg finden. „Ja", sagte sie, geben Sie mir nur mit, was Sie dem — dem Jungen schicken wollen. Ich werde dafür sorgen, daß er es bekommt." Und sie fügte hinzu: „Er braucht ja nicht zu erfahren, wer ihm die Sachen schickt, wie?" — „Nein", antwortete Frau Kappel, und dann sagte sie: „— oder ja„ es ist gleich, ja oder nein, Erika . . . Ich werde einen kleinen Zettel beilegen, einen Zettel in einem Kouvert. Ich werde irgendetwas drauf schreiben . . . Mir wird schon etwas einfallen. Willst du ein paar Minuten warten? Ich mache es gleich zurecht. Wenn mein Mann kommen sollte, sagst du, ich wäre gleich wieder da . . ." Und Frau Agathe Kappel ging hinaus. Erika mußte einer Viertelstunde warten, dann empfing sie ein verschnürtes Paket. „Ich werde es noch heute abgeben", versprach sie. Und dann dankte Frau Kappel sehr warm und bat, doch ja wiederzukommen und ihr zu berichten, wie es Georg Eschach gehe.

Erika lieferte die Bücher bei Herrn Heinrich Mugart ab, und von der Leihbibliothek wandte sie sich direkt dem Hause Eusebius Zellers zu. „Das ist spassig", begrüßte Eusebius sie, — „seitdem ich verlobt bin, läßt sich Rose bei mir nicht mehr sehen; dafür betritt meine Schwägerin das Haus über die Freitreppe." — „Sebi", sagte Erika drohend, „du spielst mit dem Feuer". — „Ach Gott, ja", nickte Eusebius, „das Feuer, du erinnerst mich an das Traumbild des Krämers. Weiß man schon etwas Genaueres? Was bringst du mir da für ein nachbarliches Angebinde?" — „Was hältst du von einem Versprechen?" erkundigte Erika sich. „Muß man es halten?" — „Wenn es freiwillig gegeben ist, ja." — „Freiwillig", überlegte Erika. „Freiwillig habe ich's nicht gegeben. Ich stand unter Druck. Man berief sich auf die Pflicht, und da konnte ich nicht nein sagen." „Red' nicht drum herum", bat Eusebius, „sage, was los ist. Wem hast du was versprochen?" — Erika berichtete von ihrem Besuch bei der Postmeisterin und vom Gespräch über den Holzknecht. — „Also schnür das Päckel mal auf", sagte Eusebius. „Etwas zu essen und zu trinken kann kein Geheimnis sein, wenn nicht . . ." Er vollendete den Satz nicht. — „Wenn nicht etwas drin liegt", vollendete Erika. Und es lag etwas drin, ein grauer Umschlag, der „Herrn Georg Eschach" und „Persönlich" adressiert war. — „Da haben wir's", stieß Eusebius hervor, „nun beginnt der moralische Katzenjammer von neuem!" — „Ich habe keinen Moralischen," stellte Erika fest; sie hatte den Umschlag schon aufgerissen. Er war nie wieder instand zu setzen. Sie hielt einen hastig beschriebenen Briefbogen in der Hand, der mit einem großen A unterzeichnet war. „Lies vor", kommandierte Eusebius. — Erika sah vom Papierblatt auf. „Weißt du noch", fragte sie, „daß du einmal einen Brief bekommen hattest? Ich war bei dir. Hast du ihn mir vorgelesen, Sebi?" — „Gut", sagte Eusebius, „mach, wie du willst." Und er ging zum Rauchtisch, um sich die Pfeife neu zu füllen. Er war aber noch nicht damit fertig, als Erika ihn unterbrach: „Sebi", sage sie, „es steht nichts drin." — „Dann pack ihn wieder ein", antwortete Eusebius. — „Willst du ihn nicht doch noch lesen?" bat sie. — Eusebius ließ sich Zeit. Er beendete sein Werk, schlug Feuer und zündete sich die Pfeife an. „Gib her", meinte er gleichgültig. Und er las mit dem ausdrücklichen Hintergedanken, etwas Bestimmtes zu finden: „Sehr geehrter Herr Eschach, ich habe von dem bedauernswerten Ueberfall erfahren, dessen Opfer Sie geworden sind. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie ich Sie bedauere.. Sie leben so allein, niemand besucht Sie, niemand wird für Sie sorgen. Darum schicke ich Ihnen ein paar Leckerbissen, die Sie mit Ihrer Einsamkeit aussöhnen werden. Ich weiß, was ein Krankenlager bedeutet. Ich kann mir vorstellen, wie langsam Ihnen die Zeit vergeht. Was kann ein Kranker anders tun? Er geht auf und ab in seinem Zimmer und betrachtet die Dinge, die umherliegen und umherstehen. Er sieht in Schubläden und Kästen nach, er ordnet seine Habe, er räumt auf. Das Kranksein, wenn man erst aus dem Bett ist, gibt Gelegenheit, alles Ueberflüssige wegzuwerfen und alles zu vernichten, was einen an unangenehme Stunden erinnert. Und ich glaube, auch Sie haben unangenehme Stunden gehabt. Als ich krank war, erging es mir ebenso. Und darum kann ich mich in Ihre Lage versetzen. Lassen Sie sich zwischen all Ihrer kleinen Arbeit das Wenige, das ich im Augenblick zur Hand habe, gut schmecken. Einander beizustehen, wenn wir Hilfe brauchen, ist unsere schönste Pflicht. Eine Hand wäscht die andere.

„Na?" fragte Erika, als Eusebius das Blatt sinken ließ. — „Ein ausgezeichneter Brief", lobte er, „ich hätte der Postmeisterin gar nicht so viel Raffiniertheit zugetraut. Wo kommt sie eigentlich her?" — „Ich weiß nicht", antwortete Erika gleichgültig. „Wieso ist Frau Kappel raffiniert." — „Ich werde selbst in die Höhle des Löwen vom Schwarzwald gehen", sagte Eusebius. „Ich werde selbst das Päckel abliefern." — „Du, Sebi? Du bist wahnsinnig." — „Glaube ich nicht", antwortete er lächelnd. „Lies mal den Brief langsam nach und überlege dir jeden Satz. Der Brief ist schnell geschrieben, aber er ist vorher ziemlich sorgfältig überlegt. Bis auf das A., bis auf die Abkürzung des Vornamens, ist er eine großartige Leistung. Geschickt geschrieben wie ein Chiffre-Brief." — Erika nahm sich das Blatt Papier noch einmal vor. „Bin ich dumm?" forschte sie dann, „oder merke ich nichts?" — „Fällt dir nicht auf, daß die Frau den Burschen dringend auffordert, die Wohnung aufzuräumen und irgendetwas wegzuwerfen?" — „Ja", gab Erika zu, „das steht drin. Und dann schlug sie sich mit der flachen Hand vor die Stirn: „Sie spricht von unangenehmen Stunden, die ... die er gehabt haben könnte." — „Jetzt hast du's gefressen", bestätigte er. „Da ist etwas Unangenehmes passiert. Und die Postmeisterin erinnert daran, daß Spuren zurückgeblieben sein könnten." — „Du", sagte Erika, „ich habe ihm die halbe Bude zerschlagen. Es war mir gleichgültig, wohin ich traf. Das klirrte und polterte man so. Bilder flogen von der Wand, Porzellan ging kaputt, Gläser flogen herunter ... Das meint sie." — „Nein", widersprach er, „sie glaubt wahrscheinlich noch an den Ueberfall im Freien. Von deinem Polterabend weiß sie nichts. Das ist dein Geheimnis. Sie meint etwas anderes". — „Aber was denn um des Himmels willen?" fragte Erika. — „Keine Ahnung", antwortete er.Aber es klang matt. Und Erika spürte das. Sie trat näher zu ihm: „Sebi, bitte, Sebi, sag' es mir." — „Ich weiß wirklich nichts", beteuerte Eusebius. „Darum will ich ja selbst hingehen, noch ehe er den Brief gelesen hat. Ich will mich selbst umschaun. Ich bin geradezu neugierig darauf." — „Sebi", bettelte sie, „du sollst dieses ... dieses verwünschte Zimmer nicht betreten. Du sollst es nicht sehen, — gerade du nicht." — „Sei kein Frosch", widersetzte er sich, „geschehen ist geschehen, und heimgezahlt ist es auch nach Leibeskräften. Laß mich nur machen. Es steht unter Umständen noch mehr auf dem Spiel." — „Was steht auf dem Spiel, Sebi", beharrte sie eigensinnig. „Ich will es wissen. Oder ich komme mit." — Er legte den Arm um sie: „Sei brav, Erika, sei ganz brav. Ich mag es nicht, daß Frauen oder kleine Mädchen sich wie Männer aufführen." — „Ach, du!" — „Ja", hielt er ihr ernsthaft vor, „bleibe das Tausendschönchen, das du bist, und überlaß' das übrige den Erwachsenen." — Dabei blieb es; Erika steckte die kleine Rüge ein.

Der Streit zwischen Appeldorn und Peter Knoll kam wie von ungefähr, und er war auch kurz, wie plötzliche Gewitter zu sein pflegen. Aber gleich nachher kam die zweite Auseinandersetzung zwischen Appeldorn und dem Ratschreiber, und die dauerte länger und war gründlich. Es hatte wie Föhnstimmung über dem Rathaus gelegen. Im Grunde war der unmittelbare Anlaß sinnlos, aber er öffnete das Ventil für die ganze Mißstimmung.. Der Bürgermeister war unzufrieden, daß man dem Gericht kein besseres Material überweisen konnte.

Fortsetzung folgt.

Zwischen Rhein und Schwarzwald

Heimatbeilage zum Wochenende

2. JAHRGANG | 31. März 1951 | Nummer 13

Es thront die Burg mit festen Türmen ...

Die Stätte, wo die Zimmer'sche Chronik entstand

Das tut sie in der Tat, die Burg Wildenstein, auf einem steil abfallenden Felsenvorsprung über dem Donautal. Meister Merian hat sie gezeichnet, und in der Gegenwart wird kaum eine Kamera, die in ihren Bannkreis gerät, ungezückt bleiben. Soviel Burgen es in deutschen Landen gibt, so wenige von ihnen sind ganz erhalten geblieben und vermitteln so vollkommen wie die Wildenstein eine Vorstellung von der baulichen und fortifikatorischen Anlage einer solchen Bergfeste. Was Wunders, daß sie in der Reisezeit vor allem viele Gäste anzieht, die ihre Lage bewundern, und die mächtigen Mauern, Türme und Wehrbauten bestaunen. Und weil man da oben in einer behaglichen Burgwirtschaft auch Hunger und Durst stillen kann, gehört in der Nähe und Weite des Donautals die Wildenstein zu den geschätztesten Ausflugszielen.

Burg Wildenstein — Nach dem Stich von Merian.

Nicht zuletzt, der Freund der Künste und der Wissenschaften, fühlt sich von der Burg angezogen. Befand sich in ihrer Kapelle doch ehedem der berühmte Wildensteiner Altar des Meisters von Meßkirch, der sich heute in der Gemäldegalerie der Fürstenberger zu Donaueschingen befindet und zu den vielbewunderten, kostbarsten Kabinettsstückchen deutscher Malerei gehört. Der Stifter dieses herrlichen Werkes, der Graf Gottfried Werner von Zimmern, saß besonders gerne in dem Burgnest, in dem er allmählich zum Sonderling geworden ist. Er soll ein ungewöhnlich starker Mann gewesen sein, von dem das Gerücht ging, er habe mit den Händen ein Hufeisen grad biegen und mit dem Daumen Hufnägel in Holz treiben können. Bitter enttäuscht allerdings hat ihn seine Gemahlin Apollonia, eine Gräfin von Henneberg, deren Bildnis neben dem des Grafen die Flügel des Wildensteiner Altars schmückt, weil sie ihm anstatt des erhofften Stammhalters nur Töchter gebar.. Wäre der heißersehnte Knabe zur Welt gekommen, so wollte Gottfried Werner ihm eine eigene Stadt zu Füßen der Wildenstein erbauen. Aber es blieb bei dem „Annele" und dem „Bärbele", und den Schmerz darüber hat Gottfried Werner wohl nie verwunden. Als er 1554 sein Ende herannahen fühlte und sich entschloß, in die Residenz Meßkirch zurückzukehren, um dort zu sterben, ordnete er an, es sollte zunächst der letzte Tropfen in den Fässern der Burgkeller getrunken werden. Was an Mannsleuten auf der Feste sich befand, ward befehlsgemäß angehalten, die Kehle hinunter zu lassen, was hinunterging. Kurz, die Zimmersche Chronik weiß von Gottfried Werner viel Absonderliches zu vermelden.

Die Zimmer'sche Chronik! Sie ist droben auf dem Wildenstein, bald nach dem Tod von Gottfried Werner, geschrieben worden. An ihrer Abfassung beteiligt war der grundgescheite Bruder Gottfried Werners, Graf Wilhelm Werner und sein Neffe Froben Christoph, der mit einer Gräfin Kunigunde von Eberstein vermählt war. Und beigestanden hat bei der Niederschrift dieses Standard-Werkes der Kultur des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts den beiden Grafen ihr Sekretär Johannes Müller.. Von der Urschrift ist manches verloren gegangen. Aber eine Abschrift, die Froben Christoph noch durchkorrigiert hat, blieb erhalten Es war der berühmte Germanist Joseph Freiherr von Laßberg, dem das Archiv der Fürsten von Fürstenberg zu Donaueschingen auch die Nibelungenhandschrift C verdankt, der als erster die Bedeutung der Zimmer'schen Chronik erkannte und mit Recht sie als eine der kostbarsten Handschriften Deutschlands pries. So sind es viele Gründe, die einem die Wildenstein lieb und wert machen und um derentwillen es sich lohnt, sie einmal aufzusuchen. Daß die Burg volle volkstümliche Gunst besitzt, erhellt nicht zuletzt auch aus dem Wildensteiner Lied:

Es thront die Burg mit festen Türmen
Hoch oben auf dem Felsenstein,
Sie trutzte manchen schweren Stürmen,
Drum nannte man sie „Wildenstein".

Darunter fließt im großen Bogen
Der Donau helles Silberband.
Dort fühl ich stets mich hingezogen;
Sei mir gegrüßt du schönes Land!

Ganz so kühn, wie Merian die „Windensteinvestung" gezeichnet hat, mutet sie heute nicht mehr an. Aber romantisch ist sie gleichwohl im besten Sinne des Wortes.

Linus Kintzinger.

April

Der Regen sprüht, die Sonne scheint.
Der Knecht er lacht, die Magd sie weint.
Vom Kirschbaum flockt's, der Kuckuck schreit,
Der Rebentrieb hat allnoch Zeit.

Ein Farbenbogen steht gespannt,
Und nimmer ruh'n Gerät und Hand.
Noch drohn Sankt Peter und Sankt Marx
Die sind schon so, der Blüh viel Arg's.

Wenn aber nur die Frösch nicht schrein,
Dann kann's um Peregrin auch schnei'n.
Was wär denn das für ein April,
Der nicht tun dürfte, was er will?

Josef Weinheber

(Aus „Geselliges Chorbuch" / Bärenreiter Verlag, Kassel/Hessen)

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Ein berühmter Sohn der Stadt Offenburg

Zu Albert Bürklins 135. Geburtstag

Mannigfache Beziehungen verknüpfen die Stadt Offenburg mit der Literatur; es sei nur an den Namen Grimmelshausen erinnert, der hier entscheidende Jahre seines Lebens verbrachte. Bekannt sind Scheffels Beziehungen zu Offenburg. Hier traf er mit seinem „Schwarzwaldbäsle", der Apothekerstochter Emma Heim aus Zell a. H. zusammen. Nachdem er in Offenburg von ihr Abschied genommen und über die Berge nach Oberkirch gewandert war, schrieb er das bekannte Lied: „Das ist im Leben häßlich eingerichtet, daß bei den Rosen gleich die Dornen stehn". Die badische Erzählerin Hermine Villinger hat die Offenburger Klosterschule besucht. Sie erzählt davon in dem Tagebuch „Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit..." (1905) und in dem Buch „Simplizitas" (1907). Beziehungen zu Offenburg haben Maria Batzer und Leopold Veit; Söhne der Stadt sind Joseph Kohler (1849—1919), der große Jurist, Dichter und Polyhistor, Anton Fendrich, der feinsinnige Erzähler, der die Ehre erleben durfte, kurz vor seinem Tode mit dem Johann-Peter-Hebel-Preis ausgezeichnet zu werden. Er war der Sohn eines Eisenbähnlers. Auch Heinrich Berl in Baden-Baden (geboren 1896) und Hans Reich in Freiburg i.. Br. (geboren 1905) sind Söhne der Stadt, die sich einen literarischen Namen machten. Als Sohn des Steuerrevisors Christian Ludwig Bürklin wurde am 1. April 1816, vor 135 Jahren, Albert Bürklin in Offenburg geboren.. Auch er muß zu den hervorragenden Söhnen der Stadt gezählt werden.

In Karlsruhe, wohin sein Vater versetzt worden war, besuchte Albert Bürklin das Gymnasium und Polytechnikum. Er wurde Ingenieurpraktikant und baute als solcher die Laufenmühle bei Waldshut, mehrere Brücken und Wasserwerke im Elztal. Er schuf die Pläne zur Breisacher Rheinbrücke, zur Wutach- und Kinzigtalstraße. Auch war er beim Bau des Elz- und Dreisamkanals tätig. 1842 unternahm er Studienreisen nach Belgien, Holland und England.. 1843 wurde er Bauingenieur in Heidelberg, 1852 Eisenbahninspektor in Karlsruhe, 1861 Eisenbahnamtsvorstand in Freiburg. Als solcher entwarf er die Pläne zu den Bahnlinien Freiburg—Breisach und Karlsruhe—Maxau. 1867 wurde er Oberingenieur und Vorstand der Main-Neckar-Bahn in Heidelberg. Er baute die Rheintalbahn Mannheim-Karlsruhe, sowie die Linie Heidelberg—Speyer. 1875 trat er aus dem Eisenbahndienst aus. In den Jahren 1871—79 vertrat er Weinheim-Ladenburg im badischen Landtag.

Als Schriftsteller war er erstmals im Alter von 41 Jahren hervorgetreten. Er schilderte in der „Badischen Landeszeitung" ohne Namensnennung unter dem Titel „Der Kanzleirat" das Familienleben eines subalternen Beamten. Diese Arbeit erfreute viele Leser wegen ihrer köstlichen und humorvollen Kleinmalerei. Als um jene Zeit der „Lahrer Hinkende Bote" ein Preisausschreiben zur Gewinnung guter Kalendergeschichten veröffentlichte, erhielt Bürklin den ersten Preis für die Handwerkergeschichte „Die Brüder". Sie wurde, zusammen mit sieben anderen Beiträgen Bürklins, veröffentlicht. Von 1859 bis 1887 war Bürklin ständiger Mitarbeiter und Schriftleiter des Lahrer Hinkenden Boten. Er schrieb nicht nur Kurzgeschichten im Geiste Hebels, sondern auch Plaudereien naturwissenschaftlicher Art, sowie prächtige Standreden. Durch seine Standreden der Jahre 1877 und 1878 „Viele Wenig geben ein Viel" legte er den Grund zur Gründung des Ersten Deutschen Reichswaisenhauses in Lahr. Bis zu seinem Tode im Jahre 1890 hielt er dem Hinkenden Boten die Treue. Seine schönsten Erzählungen erschienen in Buchform. Albert Bürklin hat auch einige Volksdramen verfaßt. „Toni und Madlein" kam 1884 im Hoftheater in Karlsruhe und in Baden-Baden zur Aufführung. Der Schwank „Der erste Schritt zur Praxis" ging in Heidelberg über die Bretter. Auch am „Rastatter Hinkenden Boten" hat Albert Bürklin mitgearbeitet. Der gleichnamige Sohn unseres Kalendermannes und Eisenbahningenieurs ist unvergessen als Generalintendant des Karlsruher Hoftheaters.

Wie das ganze badische Land, so hat vor allem die Geburtsstadt Offenburg Anlaß, das Andenken Albert Bürklins in Ehren zu halten. B.

Naturdenkmale in der Ortenau

I.

Naturschutz und Landschaftspflege beschäftigen die Oeffentlichkeit gemeinhin umso lebhafter, je stärker das Eingreifen der Menschenhand in Natur- und Landschaft dazu Anlaß gibt. Das Verlangen und die Forderung, Natur und Landschaft zu schützen vor Verunstaltung und Verschandelung, aber auch vor Verarmung an Tieren und Pflanzen u. ä. gerät häufig in scharfen Gegensatz zu wirtschaftlichen und technischen Planungen und Notwendigkeiten. Davon indessen mag in diesem Zusammenhang nicht die Rede sein. Vielmehr soll in unserem Blatt in loser Folge an besonders schützenswerte Naturdenkmale unserer Landschaft erinnert werden. Kann es doch darüber keinen Streit geben, daß schöne alte Bäume, reizvolle Landschaftsbezirke, malerische Felsgruppen u. a. pfleglichem Schirm überantwortet werden und bleiben.

Zu den charakteristischsten Naturdenkmalen unter den Bäumen gehören die Wellingtonien auf dem Pfaffenbacher Eck und jene oberhalb des Forsthauses im Haigerachtal.. Es sind wundervolle, man darf ruhig sagen, vornehme und stolze Bäume, die deshalb auch in die Liste der Naturdenkmale des Landkreises Offenburg eingetragen werden.

Botanisch handelt es sich bei der Wellingtonie um die Sequoia, eine Nadelholzgattung der Familie der Taxodiaceen, die in Kalifornien ihre Heimat hat. Die gedrungenen Nadeln liegen locker an. Sie sind bläulichgrün und schimmern manchmal leicht silbern. Die weiche Rinde mit tiefgefurchter Borke ist kupferfarben, bisweilen bläulich überhaucht. Die Wellingtonie hat eine ausgesprochene Neigung, dicke Stämme zu entwickeln. Die Früchte sind taubeneigroße, schuppenförmige Zapfen. Unter den beiden prächtigen Wellingtonien, etwa dreihundert Meter oberhalb des Forsthauses bei der Haigeracher Kapelle findet man immer abgeworfene kleine Zapfen.

Die Wellingtonia gigantea, der sogenannte Mammutbaum, vom Westabhang der Sierra Nevada, gehört zu den Bäumen, die ungewöhnliche Höhe erreichen. Nur die australischen Eukalypten werden wohl noch größer. Die schönsten Wellingtonien finden sich im Mariposa-Hain, der Staatseigentum der U.S.A. und naturgeschützt ist. Hier steht auch der „Sternenkönig", der höchste Mammutbaum mit einhundertundneun Meter. Umfang und Durchmesser werden bei den Sequoien gar nicht selten so mächtig, daß man an ihrem Fuß ein Tor durch den Stamm brechen kann. Gewiß hat der eine oder andere der wohlgeneigten Leser schon einmal Abbildungen solcher Bäume gesehen. Uebrigens gab es in der Jura- und Kreidezeit, wie Funde ausweisen, auch in Europa die sogenannte Eibensequoie, Sequoia sempervirens, den Küsten-Mammutbaum, dessen Holz besonders wertvoll für Bau- und Fournierzwecke, wie als Bleistiftholz geschätzt wird.

Unsere Sequoien gehören der Gattung Sequoia gigantea an. Und wenn sie auch nicht zu der Monumentalität heranreifen, wie sie in der kalifornischen Heimat erreicht wird, so überragen sie doch die Bäume, in deren Kreis sie aufwachsen. Wer etwa das Pfaffenbachertal hinauf wandert, der wird ihrer Spitzen über den oberen Konturen des Waldes ansichtig. Und welche nobeln Gestalten haben die beiden Bäume bei der Michaelskapelle im Haigerachtal! Auch sonst übrigens gibt es in der Ortenau vielerorts Sequoien. Und es wird vielleicht notwendig sein, noch die eine oder andere in die Liste der Naturdenkmale einzutragen.

Soviel für heute. Das nächste Mal sei vom „Schalenstein" auf der Bergnase bei Schwaibach die Rede. L. K.

Das Achtele

In Enzlingen, Denzlingen oder Lenzlingen — so genau weiß es der Erzähler selbst nicht, und es wird auch nicht darauf ankommen — lebte ein Künstler, der auf seine Art eifrig Seelsorge betrieb. Das ging nicht immer im Sinne theologischer Gelehrsamkeit, aber wirkungsvoll war's allemal. Heuer hatte der brave Küster sein Augenmerk auf die Vev' gerichtet, ein ältlich Weibel, das den Erfinder der Arbeit weit weniger zu schätzen wußte, als den Erfinder des guten Kirschwässerle, von dem sie sich gar zu gern ein Viertele einverleibte. Da aber die hierfür nötigen Batzen nur selten den Weg in ihre Tasche fanden, hatte sie sich angewöhnt, mit frommem Sinn der Mutter Gottes in der Kirche ihr Nötlein anzuvertrauen und sie zu bitten, ihr soviel Bätzlein möglichst mühelos zukommen zu lassen, daß es zum erhofften täglichen „Viertele" lange.

„Wart nur, dir werd' ich!" dachte Meister Küster und beschloß der Vev' eine kleine Lektion in der Mäßigkeit zu geben. Er verbarg sich also hinter dem Altar und als die Vev' wieder einmal ihr Verslein um das Viertele herbetete, sagte er mit hoher Fistelstimme (gleich als ob es das Jesusknäblein auf dem Arm der Gottesmutter spräche): „Ein Achtele tät's auch, Vev', ein Achtele is genug."

Worauf die Vev' empört aufschaute: „Sei du scho stad, du Lauser, kleiner!" sagte sie. „I hab mit deiner Mutter gredt, un was Erwachsene miteinander hawwe, das geht kleine Kinder gar nix an. Was wirscht au du scho von Viertele und Achtele verschtehe!" Und aufgebracht rauschte sie aus der Kirche.

Wenn der Kuckuck schreit / Von Karl May

Die Hotzenwälder singen gerne ein Lied, das also beginnt:

„Und im Frühjahr wohl auf dem Dachsberg,
Da ist es ja so herrlich schön!
Wenn der Kuckuck schreit
und sich alles freut..."

Es ist eine schöne Zeit, wenn Anfang April die Himmelsschlüssel blühen, wenn die Dotterblumen leuchten die Knospen schwellen und springen und aus dem nahen Walde ein Läuten kommt: Kuckuck — Kuckuck! Dann zählt man die Rufe nacheinander mit Aufmerksamkeit; denn jeder bedeutet ein Jahr, das uns der Herrgott schenken will. Rasch blickt man aber auch in seine Geldbörse; ist sie wohl gefüllt, so wird es heuer am Gelde nie fehlen. Der scheue Bursche läutet zu und zu, bis er auf einmal, Gott weiß warum, zischt und faucht. Hachachach! Und darum gab man ihm vielleicht den Namen

Gauch. Frau Kuckuck aber kümmert das nicht. Unbeschwert trillert und kichert sie in den blauen Tag hinein kwickwickwick!

Daß der Kuckuck in einem fremden Neste aufwächst, ist bekannt. Daß er aber trotzdem nicht ohne Sinn für Heimat, daß er geradezu heimattreu ist das verwundert denn doch. Kommt er aus dem Süden in das Land seiner Jugend zurück, so sucht er sein altes Revier auf. Und darin duldet er keinen Zweiten seiner Art. Bis 20 qkm kann sein Reich umfassen. So ist er wirklich ein Herrscher im Walde und hat auch sonst seine besondern Manieren. Er kennt nicht Ein- und nicht Vielehe; frei von allen Bindungen streift er umher. Ist die Zeit des Eierlegens gekommen, so hält das Kuckucksweibchen aufmerksam Ausschau, wo ein Vogel, und zwar **sein Wirtsvogel**, ein Nest baut. Stammt es aus einem Bachstelzennest, so beobachtet es Bachstelzen; wuchs es in einem Rotkehlchennest auf, so hat es Acht auf Rotkehlchen. Je nach der Gegend haben die Kuckucksweibchen ihre bestimmten Wirte: in Baden Rotkehlchen, bei Hannover Wiesenpieper, in Sachsen Neuntöter, bei Hamburg Teichrohrsänger. Und was ebenso staunenswert: die Kuckuckseier sind in der Farbe auf die Eier der Wirte abgestimmt.

Oft lockt der Kuckuck den Wirtsvogel von seinem Neste weg. Rasch legt das Weibchen dann sein Ei ab und nimmt manchmal „einheimische" Eier weg, die es mit Wonne vertilgt. In wenigen Sekunden ist alles geschehen. Ist die Nestöffnung sehr klein, so legt das Weibchen das Ei auf den Boden und befördert es mit dem Schnabel hinein. Darum wußte auch schon Altmeister Goethe. Eckermann schreibt: „Auch glaube ich, daß er (der Kuckuck) nicht bloß beim Zaunkönig, sondern auch bei allen übrigen Nestern so tut. Denn auch die Nester der anderen Insektenvögel, wenn sie auch oben offen, sind doch so klein oder so nahe von Zweigen umgeben, daß der große langschwänzige Kuckuck sich nicht darauf setzen könnte." Liegt das Kuckucksei im fremden Nest, so wird es mit den andern Eier bebrütet. Schon nach 14 Tagen schlüpft der junge Kuckuck aus, während die übrigen Vögel später ins Licht der Welt treten. Diesen Vorsprung weiß der Bursche wohl zu nützen. Noch blind so beginnt er sein Werk. Was außer ihm im Nest ist, muß weichen. Er bringt Eier oder Jungvögel in eine Dälle seines Rückens, schiebt sich an der Nestwand hoch und eins über keins fallen alle zur Erde. Dieses Tun setzt er fort, bis er allein im Neste sitzt. Nach vier Tagen öffnen sich seine Augen, und nun fängt er an zu piepen.

Was aber bewegt bei solchem Treiben die Pflegeeltern, die Wirtsvögel? Sonderbarerweise nichts! Sie kümmern sich nicht um ihre eigenen Eier und nicht um ihre eigenen Jungen, die elendiglich zugrundegehen. Ihre ganze Sorge gilt dem Fremden im Neste, dem Kuckuck. Der sperrt seinen apfelsinenroten Rachen auf und frißt, was in ihn hineingeht. Von der Morgenfrühe bis in den sinkenden Tag haben die Pflegeeltern Futter herbeizutragen. Zum Glück ist er kein Feinschmecker und verschlingt Käfer und Heuschrecken, Libellen und Raupen.

Nach etwa drei Wochen ist der Vielfraß so gewachsen, daß er das Nest verlassen muß, weil er in ihm keinen Platz mehr hat. Doch das ficht ihn wenig an. Denn die Wirtsleute bringen ihm weitere drei Wochen Futter zu, bis er endlich geruht, sich selbst zu ernähren. Doch des Seltsamen ist noch kein Ende. Ehe Korn und Weizen geschnitten sind, ehe die Dreschmaschinen in den Dörfern und auf den Höfen brummen und summen, ziehen die alten Kuckucke einzeln oder in losen Verbänden davon. Die Jungen folgen später, ja sogar noch im Oktober, und gelangen auch ans Ziel. Wer weist ihnen den Weg bis ins Kapland? Wir wissen es nicht. Sie finden den Weg auch wieder zurück.

Die Quelle

Im tiefsten Tann, wo von des Himmels Helle
kaum noch ein Schimmer bis zum Boden dringt,
aus moosbedeckten, stummen Steinen springt
mit Silberlachen anmutreich die Quelle.

Des Waldes Fee um die geweihte Stelle
aus dichten Dornen eine Hecke schlingt;
nach einem Lied, das in den Wipfeln klingt;
wiegt sie die ewig neu geborne Welle.

Sie wiegt sie schon seit vielen tausend Jahren
und wird sie wiegen, wenn wir längst verweht,
und lässet uns aus ihrem Mund erfahren,
daß alles Edle niemals untergeht:

Mit vollen Händen mag es sich verschwenden —
es wird in Ewigkeit noch Segen spenden!

Wilfried Nordmann

Der Doppelgänger / Von Hermann Eris Busse

Dem Bürgermeister Bartlin Regenold von Knitzingen ist eine merkwürdige Geschichte geschehen. Obgleich er selbst mit anderen gelacht hat über das, was ihm Sonderbares zugestoßen, war ihm doch ein wenig ernster zumut um die empfindsame Herzgrube herum, als er öffentlich zeigte.

In der Residenz angekommen, wo er als Leibdragoner gedient hatte, wollte er erst zünftig vespern gehen und schauen, ob die Fanny Gänshirt, eine, die er damals beinahe um die Ehe gefragt hätte, noch einschichtig aber schneidig und solid wirtete, und trug Verlangen darnach, sie nach vielem zu fragen, was damals war. Zu ihr kamen auch die andern Kameraden von früher in alter Anhänglichkeit, wenn irgendwie sie der Weg in die Landeshauptstadt führte. Wie er nun so die Straße hinwandelte, das kleine Köfferchen in der Hand, in dem das Nötige zum Uebernachten steckte, blieb ein dicker Herr kerzengerade vor ihm stehen, hieb ihm kräftig die Hand auf die Achsel und rief strahlend aus: „Na, da bist du ja, alter Junge, bin ich also doch zu spät gekommen. Gehen wir jetzt gleich zum Schoppen ..."

„Wär schon recht,„, sagte Regenold dawider, „aber mit wem hab ich die Ehr?"

Der andere starrte erst und platzte dann los: „Bist doch nit besoffen, Karl?"

Regenold, merkwürdig angerührt, sagte: „Der Karl bin ich nicht, besoffen bin ich auch nicht, aber der Bürgermeister Bartlin Regenold von Knitzingen bin ich, mit Verlaub."

„Oh, du lieb's Herrgöttle, dann nichts für ungut", und fort war der Mann.

Bartlin brachte das Wiedersehn mit der einschichtigen Fanni und auch die Sitzung hinter sich. Es ging alles zur Zufriedenheit aus und gerüstet saß er in der Bahnhofwirtschaft, noch bis zur Abfahrt des Zuges ein Bierlein pfetzend. Da sauste mit mächtigem Koffer, rot im runden Gesicht, ein Herr herein. Bartlin lächelte, denn es war der andere von gestern. Der aber, ihn erblickend, kam hergeschossen wie aus einer Pistole und es ging wieder los: „Na, da biste ja, Karl. Beinahe wär ich wieder zu spät. Hach, diese Hetze, noch und noch und noch." Er trocknete sich die perlende Stirn ab: „Geschäfte, Geschäfte! Und doch keine Geschäfte, und alle haben das Stottern gelernt."

Er wollte sich hinsetzen an Bartlins Tisch. „Allez, trink doch kein Bier am Morgen, 's ist ungesund, Ober, einen Roten, zwei Gläser Uebrigens du, gestern bin ich doch einem begegnet, der sieht auf den Tupfen aus wie du, der hat nicht schlecht geguckt, wie ich ihn so gradnaus begrüßt hab. Ich hab sowas noch nie erlebt. Na Prost!"

„Wär schon recht", sagte Regenold dawider, „aber ich bin immer noch selbiger Bürgermeister von gestern, mit Verlaub."

Der andere stöhnte entsetzt: Das ist polizeiwidrig, diese Doppelgängerei, nix für ungut", und verließ scheu um sich blickend den Schauplatz.

Und jetzt macht sich der Bürgermeister Gedanken über diese Doppelgängerei. Er weiß doch aus dem alten Buche, daß, wer sich selber begegnet, einem Unheil entgegengeht. Es gibt also einen Gleichen, den er treffen könnte. Sein Unheil läuft also allbereits in seiner Nähe herum. So klug der Bartlin ist, so abergläubisch ist er doch. Er wartet jetzt auf sein Unheil. Er nimmt den Fall ernster als er sich eingesteht, der doch nichts ist eigentlich als eines der verwirrenden Spiele des Lebens.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg